

SOPHIE KINSELLA
Shopaholic & Family



Sophie Kinsella

Shopaholic
& Family

Roman

Aus dem Englischen
von Jörn Ingwersen

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2015
unter dem Titel »Shopaholic to the Rescue«
bei Bantam Press, London,
an imprint of Transworld Publishers

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Neuveröffentlichung August 2023

Copyright © der Originalausgabe 2015 by Sophie Kinsella

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Favoritbuero

Umschlagmotiv: © Bildkomposing aus Motiven von shutterstock

Redaktion: Kerstin Ingwersen

tk · Herstellung: ik

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49249-7

www.goldmann-verlag.de

*Für Linda Evans,
mit viel Liebe und großem Dank für alles*

Von: dsmeath@locostinternet.com
An: Brandon, Rebecca
Betreff: Kleine Bitte

Liebe Mrs Brandon,

lange haben wir nichts voneinander gehört. Ich hoffe, Sie und Ihre Familie sind bester Dinge.

Was mich angeht, so genieße ich das Leben im Ruhestand sehr, denke jedoch noch oft warmen Herzens an so manche Episode im Rahmen meiner beruflichen Tätigkeit bei der Bank zurück. Daher habe ich mich entschlossen, sozusagen meine Memoiren, meine Autobiografie zu schreiben, unter dem provisorischen Titel: *Gute und schlechte Schulden: Die Höhen und Tiefen eines langmütigen (und doch nicht ganz so langmütigen!) Filialleiters der Bank von Fulham*.

Zwei Kapitel habe ich bereits verfasst, die in meinem örtlichen Gartenkulturverein sehr gut aufgenommen wurden. Mehrere Mitglieder waren der Meinung: »So was sollten die mal im Fernsehen bringen!« Nun, so weit würde ich eher nicht gehen!!

Ich darf wohl sagen, Mrs Brandon, dass Sie stets eine meiner »farbenfroheren« Kundinnen waren, nicht zuletzt da Sie eine recht »kuriöse« Einstellung gegenüber Ihren Finanzen zu hegen pflegten. (Ich hoffe von Herzen, dass sich Ihnen die Welt der Erwachsenen mittlerweile erschlossen hat.) Oft genug sind wir aneinandergeraten, dennoch glaube ich, dass wir zum Zeitpunkt meiner Pensionierung in gewisser Weise zu einer »*Entente cordiale*« gelangt waren.

Aus diesem Grunde erlaube ich mir die Frage, ob ich Sie wohl – zu einem Ihnen genehmen Zeitpunkt – für mein Buch befragen dürfte.

In freudiger Erwartung Ihrer Antwort verbleibe ich mit freundlichen Grüßen,

Derek Smeath
Bank Manager (i.R.)

Von: dsmeath@locostinternet.com
An: Brandon, Rebecca
Betreff: Re: Re: Kleine Bitte

Liebe Mrs Brandon,

ich muss meiner Enttäuschung Ausdruck verleihen. In gutem Glauben habe ich mich an Sie gewandt, als Kollege oder, wenn ich so sagen darf, als Freund, und ich hatte gehofft, auch als solcher behandelt zu werden.

Wenn Sie für meine Memoiren nicht befragt werden möchten, dann akzeptiere ich Ihre Entscheidung. Dennoch stimmt es mich traurig, dass Sie es für nötig erachten, dafür eine Lüge zu ersinnen. Zweifellos ist diese haarsträubende Geschichte, dass Sie Ihren »Vater nach Las Vegas verfolgen, um einem Geheimnis auf die Spur zu kommen« und »aufpassen müssen, dass man den armen Tarkie keiner Gehirnwäsche unterzieht«, gänzlich Ihrer blühenden Fantasie entsprungen.

Mrs Brandon, wie oft schon habe ich Nachrichten von Ihnen erhalten, Sie hätten sich »das Bein gebrochen«, litten »unter Drüsenfieber«, oder Ihr (imaginärer) Hund sei gestorben? Ich hatte gehofft, dass Sie als verheiratete Frau und Mutter ein wenig reifer geworden wären. Leider jedoch sehe ich mich getäuscht.

Mit freundlichen Grüßen,

Derek Smeath

Von: dsmeath@locostinternet.com
An: Brandon, Rebecca
Betreff: Re: Re: Re: Kleine Bitte

Liebe Mrs Brandon,

zu sagen, Ihre letzte E-Mail hätte mich erstaunt, wäre eine grobe Untertreibung. Haben Sie vielen Dank für die Fotos. In der Tat kann ich sehen, wie Sie am Rande der Wüste stehen. Ich sehe auch das Wohnmobil, auf das Sie deuten und die Nahaufnahme einer Straßenkarte von Kalifornien. Darüber hinaus erkenne ich auf einem der Bilder Ihre Freundin Lady Cleath-Stuart. Ob jedoch »an ihrer gequälten Miene deutlich zu erkennen ist, wie sehr sie ihren Mann vermisst«, wage ich nicht zu beurteilen. Dürfte ich wohl um der Klarheit willen fragen: Ihr Vater wird vermisst sowie der Gatte Ihrer Freundin? Beide gleichzeitig?

Mit freundlichen Grüßen,

Derek Smeath

Von: dsmeath@locostinternet.com

An: Brandon, Rebecca

Betreff: Re: Re: Re: Re: Re: Kleine Bitte

Liebe Mrs Brandon,

meine Güte, was für eine Geschichte! Ihre E-Mail war ein wenig wirr, wenn ich so sagen darf – entspricht die folgende Auflistung den Tatsachen?

- Ihr Vater besuchte Sie in Los Angeles, weil ihm etwas über einen alten Freund namens Brent zu Ohren gekommen war, den er seit vielen Jahren nicht gesehen hatte.
- Dann verschwand er mit unbekanntem Ziel und ließ nur einen Zettel zurück, auf dem geschrieben stand, er wolle etwas »in Ordnung bringen«.
- Er sicherte sich die Unterstützung von Lord Cleath-Stuart (»Tarkie«), der jüngst eine schwere Zeit zu durchleiden hatte und einen »äußerst verwundbaren Eindruck« macht.
- Begleitet werden sie von einem Burschen namens »Bryce«. (Welch sonderbare Namen es in Kalifornien doch gibt.)
- Derzeit verfolgen Sie die drei Männer nach Las Vegas, weil Sie fürchten, dieser Bryce könnte ein ruchloser Geselle sein, der es auf das Vermögen von Lord Cleath-Stuart abgesehen hat.
- Um Ihre Frage zu beantworten: Leider sind mir bisher keine »Geistesblitze« gekommen, die Ihnen weiterhelfen könnten, und während meiner Zeit bei der Bank ist etwas Derartiges auch nie vorgefallen. Wenngleich wir einmal einen eher zwielichtigen Kunden hatten, der einen Müllbeutel voller Zwanzigpfundscheine einzahlen wollte, woraufhin ich sofort die Finanzbehörden informierte. Gewiss wird sich auch dieses kleine Abenteuer in meinem Buch wiederfinden!!

Ich wünsche Ihnen alles Gute bei Ihrer Suche nach den drei Vermissten, und falls ich Ihnen sonst wie behilflich sein kann, so zögern Sie bitte nicht, mich zu kontaktieren.

Mit freundlichen Grüßen,

Derek Smeath



EINS

»Okay«, sagt Luke ganz ruhig. »Keine Panik.«

Keine Panik? *Luke* sagt »Keine Panik«? Nein. Nein, nein, nein. So läuft das nicht. Mein Mann sagt niemals »Keine Panik«. Und wenn er doch »Keine Panik« sagt, dann meint er eigentlich: *Wir haben allen Grund zur Panik.*

O Gott, jetzt *kriege* ich Panik.

Die Lichter blinken, und die Polizeisirene hört nicht auf zu heulen. Ich kann nur wahllos wildes Zeug denken wie: *Tun Handschellen weh? Wen soll ich von meiner Zelle aus anrufen? Sind die Overalls eigentlich alle orange?*

Ein Polizist kommt auf unser gemietetes Neunmeterwohnmobil zu. (Blau karierte Leinenvorhänge, geblümte Polster, sechs Betten – wobei »Betten« es nicht so ganz trifft, eher »sechs dünne Matratzen auf Brettern«.) Der Cop ist von dieser markig amerikanischen Sorte mit verspiegelter Sonnenbrille, braungebrannt und furchteinflößend. Mein Herz rast, und instinktiv suche ich nach einem sicheren Versteck.

Okay, vielleicht reagiere ich ein bisschen über. Aber in Gegenwart von Polizisten war ich schon immer nervös, seit ich mit fünf Jahren bei Hamleys sechs Paar Schuhe für meine Puppen eingesteckt hatte und ein Polizist auf mich zukam und polterte: »Was haben wir

denn da, junge Dame?« und ich mir vor Schreck fast in die Hose gemacht hätte. Wie sich herausstellte, bewunderte er nur meinen Heliumballon.

(Die Puppenschuhe haben wir wieder zurückgeschickt, nachdem Mum und Dad sie bei mir gefunden hatten. Den Entschuldigungsbrief habe ich selbst verfasst. Hamleys schrieb mir zurück, *Mach dir keine Sorgen*, sehr verständnisvoll. Ich glaube, da habe ich wohl zum ersten Mal gemerkt, wie gut man sich mit einem Brief aus der Affäre ziehen kann.)

»Luke!«, raune ich ihm zu. »Schnell. Erwartet man von uns, dass wir sie bestechen? Wie viel Bargeld haben wir dabei?«

»Becky«, sagt Luke geduldig. »Keine Panik. Es kann nichts Schlimmes sein, weshalb sie uns angehalten haben.«

»Sollten wir alle aussteigen?«, fragt Suze.

»Ich finde, wir bleiben lieber im Auto«, meint Janice und klingt nervös. »Am besten verhalten wir uns ganz normal, als hätten wir nichts zu verbergen.«

»Wir haben auch nichts zu verbergen«, erwidert Alicia und klingt gereizt. »Entspannt euch mal.«

»Die tragen Waffen!«, kräht Mum bei einem Blick aus dem Fenster. »Waffen, Janice!«

»Jane, bitte beruhige dich!«, sagt Luke. »Ich rede mit denen.«

Er steigt aus dem Wohnmobil. Wir anderen sehen uns ängstlich an. Ich bin mit meiner besten Freundin Suze unterwegs, meiner *un-besten* Freundin Alicia, meiner Tochter Minnie, meiner Mum und deren bester Freundin Janice. Wir wollen von Los Angeles nach Las Vegas

und haben uns bisher schon um die Klimaanlage, die Sitzordnung und die Frage gestritten, ob Janice keltische Dudelsackmusik anstellen darf, um ihre Nerven zu beruhigen. (Antwort: Nein. Fünf Stimmen gegen eine.) Er ist etwas stressig, unser kleiner Ausflug, dabei sind wir gerade erst seit ein paar Stunden unterwegs. Und jetzt das.

Ich beobachte, wie der Cop Luke entgegengeht und mit ihm spricht.

»Wauwau!«, sagt Minnie und deutet aus dem Fenster. »Großer, großer Wauwau.«

Ein zweiter Cop ist an Luke herangetreten, mit einem bedrohlich wirkenden Polizeihund an der Leine, einem Deutschen Schäferhund, der an Lukes Füßen herumschnüffelt. Plötzlich blickt das Tier zum Wohnmobil auf und bellt.

»O mein Gott!« Janice entfährt ein gequälter Aufschrei. »Ich wusste es! Die Drogenfahndung! Jetzt bin ich *geliefert!*«

»Was?« Ich starre sie an. Janice ist eine ältere Dame in den besten Jahren, die Blumenarrangements mag und andere Leute gern in grellen Pfirsichfarben schminkt. Was soll das heißen, sie ist *geliefert*?

»Es tut mir leid, aber ich muss euch was gestehen ...« Sie schluckt theatralisch. »Ich habe illegale Drogen bei mir.«

Einen Moment lang sitzen alle ganz still da. Mein Hirn weigert sich, diese beiden Elemente zusammenzufügen. Illegale Drogen? Janice?

»Drogen!«, ruft Mum. »Janice, wovon redest du?«

»Ein Medikament gegen Jetlag«, stöhnt Janice. »Mein

Arzt wollte mir nicht helfen, deshalb musste ich mich dem Internet zuwenden. Annabel vom Bridge-Club hat mir eine Website genannt, und da stand ein Hinweis: *Könnte in einigen Ländern verboten sein*. Und jetzt wird dieser Hund das Zeug erschnüffeln, und dann nehmen sie uns mit zum Verhör ...«

Wildes Gebell bringt sie zum Schweigen. Ich muss zugeben, dass der Hund ganz scharf darauf zu sein scheint, sich das Wohnmobil näher anzusehen. Er reißt an seiner Leine und winselt, doch der Polizist sieht nur ärgerlich auf ihn herab.

»Du hast dir *Drogen* gekauft?«, platzt Suze heraus.
»Was hast du dir bloß dabei gedacht?«

»Janice, du wirst noch unsere ganze Reise gefährden!« Mum ist außer sich. »Wie konntest du nur harte Drogen nach Amerika schmuggeln?«

»So hart sind die bestimmt gar nicht«, werfe ich ein, aber Mum und Janice sind viel zu hysterisch, um mir zuzuhören.

»Schmeiß sie weg!«, kreischt Mum. »Sofort!«
»Da hab ich sie.« Mit zitternden Händen holt Janice zwei weiße Päckchen aus ihrer Tasche. »Ich hätte sie doch niemals mitgenommen, wenn ich gewusst hätte ...«

»Und was sollen wir jetzt damit machen?«, will Mum wissen.

»Jeder verschluckt einen Blister«, sagt Janice und schüttelt die Dinger zittrig heraus. »Uns bleibt gar nichts anderes übrig.«

»Bist du *irre*?«, keift Suze. »Ich schluck doch keine illegalen Tabletten aus dem Internet!«

»Janice, du musst sie irgendwie loswerden«, drängt Mum. »Steig aus und verstreu sie abseits der Straße. Ich werde die Polizisten ablenken. Nein, wir *alle* werden sie ablenken. Raus aus dem Wagen! Alle, wie ihr da seid!«

»Die Polizei wird mich erwischen!«, heult Janice.

»Nein, die Polizei wird dich nicht erwischen«, sagt Mum entschlossen. »Hörst du, Janice? Die Polizei *wird* dich nicht erwischen. Nicht, wenn du dich beeilst.«

Mum klappt die Tür des Wohnmobil auf, und nacheinander klettern wir in den sengend heißen Vormittag hinaus. Wir parken direkt am Straßenrand. Um uns herum ist nichts als staubige, strauchige Wüste, so weit das Auge reicht.

»Geh *weiter!*«, zischt Mum Janice an.

Als Janice sich in Richtung Wüste davonmacht, eilt Mum geradewegs auf die Polizisten zu, mit Suze und Alicia im Schlepptau.

»Jane!«, sagt Luke erstaunt, sie neben sich zu sehen. »Ihr hättet doch nicht extra aussteigen müssen.« Er wirft mir einen fragenden Blick zu, der mir sagen soll: *Was zum Teufel geht hier vor?* Ich zucke hilflos mit den Schultern.

»Guten Morgen, Officer«, sagt Mum an den einen der beiden Polizisten gewandt. »Gewiss hat mein Schwiegersohn Ihnen die Lage bereits erklärt. Mein Mann ist auf einer geheimen Mission verschollen. Es geht um Leben und Tod.«

»Also, nicht *wirklich* um Leben und Tod.« Ich denke, das sollte man klarstellen.

Bestimmt steigt jedes Mal Mums Blutdruck, wenn sie die Formulierung »um Leben und Tod« verwendet.

Ich versuche immer noch, sie zu beruhigen, bin mir aber gar nicht sicher, ob sie überhaupt beruhigt werden möchte.

»Er befindet sich in Gesellschaft von Lord Cleath-Stuart«, fährt Mum fort, »und das hier ist Lady Cleath-Stuart. Sie wohnen auf Letherby Hall, einem der prachtvollsten Herrenhäuser in ganz England«, fügt sie stolz hinzu.

»Das tut doch nichts zur Sache!«, sagt Suze.

Einer der Cops nimmt seine Sonnenbrille ab, um sich Suze näher anzusehen.

»So wie *Downton Abbey*? Meine Frau ist verrückt nach dieser Serie.«

»Ach, Letherby ist viel schöner als *Downton*«, sagt Mum. »Sie sollten mal hinfahren.«

Aus dem Augenwinkel bemerke ich Janice, die in ihrem türkis geblümten Kostüm in der Wüste steht und panisch Pillen hinter einen Kaktus schüttet. Sie könnte sich kaum auffälliger benehmen. Zum Glück sind die Polizisten abgelenkt, denn nun erzählt Mum ihnen von Dads Zettel.

»Auf sein Kopfkissen hat er ihn gelegt!«, sagt sie entrüstet. »Einen ›kleinen Ausflug‹ nennt er das. Welcher verheiratete Mann fährt einfach los und macht einen ›kleinen Ausflug‹?«

»Meine Herren ...« Luke versucht schon länger, das Wort zu ergreifen. »Vielen Dank, dass Sie mich über die defekte Rückleuchte in Kenntnis gesetzt haben. Können wir unsere Reise fortsetzen?«

Schweigend sehen sich die beiden Cops an.

»Keine Panik«, sagt Minnie. Sie blickt auf, mit ihrer

Lieblingspuppe Speaky in der Hand, und strahlt einen der beiden Polizisten an. »Keine Panik.«

»Alles klar.« Er lächelt zurück. »Süßes Kind. Wie heißt du, Kleine?«

»Die Polizei *wird* dich nicht erwischen«, antwortet Minnie im Plauderton, und sofort herrscht angespanntes Schweigen. Ich wage nicht, Suze anzusehen.

Inzwischen ist die Miene des Cops zu Eis erstarrt. »Entschuldige, was hast du gesagt?«, fragt er Minnie. »Wen denn erwischen, Schätzchen?«

»Niemanden!«, lache ich schrill. »Wir haben ferngesehen. Sie wissen doch, wie Kinder sind ...«

»Das hätten wir!« Atemlos kommt Janice angelaufen. »Alles erledigt. Hallo, die Herren, was können wir für Sie tun?«

Die beiden Cops wirken etwas irritiert, weil sich noch jemand zur Gruppe gesellt.

»Wo waren Sie, Ma'am?«, fragt der eine.

»Ich war hinter dem Kaktus. Ich hatte ein natürliches Bedürfnis«, fügt Janice hinzu, offensichtlich stolz auf ihre vorbereitete Antwort.

»Haben Sie denn keine Toilette in Ihrem Wohnmobil?«, will der blonde Cop wissen.

»Ach«, sagt Janice verdutzt. »Ach, du je. Ich glaube schon.« Ihr selbstsicheres Auftreten ist dahin. Wild blickt sie in die Runde. »Du jemine. Hm ... also ... ehrlich gesagt ... Mir war nach einem kleinen Spaziergang zumute.«

Der dunkelhaarige Cop verschränkt die Arme. »Einem Spaziergang? Hinter einen Kaktus?«

»Die Polizei *wird* dich nicht erwischen«, vertraut

Minnie Janice an, und Janice zuckt zurück wie eine aufgescheuchte Katze.

»Minnie! Du meine Güte! Wen denn *erwischen*? Ha-ha-ha!«

»Könnte mal jemand dieses Kind zum Schweigen bringen?«, faucht Alicia.

»Es war ein kleiner Spaziergang durch die Natur«, fügt Janice lahm hinzu. »Ich habe die Kakteen bewundert. Wunderschöne ... äh ... Stacheln.«

Wunderschöne Stacheln? Was Besseres ist ihr nicht eingefallen? Okay, mit Janice gehe ich nie wieder auf Reisen. Sie ist total unentspannt, und das schlechte Gewissen steht ihr förmlich ins Gesicht geschrieben. Kein Wunder, dass die Cops misstrauisch werden. (Zugegebenermaßen war Minnie auch keine große Hilfe.)

Die beiden Polizisten werfen sich vielsagende Blicke zu. Gleich werden sie verkünden, dass sie uns mitnehmen oder das FBI holen. Ich muss schnell etwas unternehmen. Aber was? Denk nach, denk *nach* ...

Da kommt mir eine Idee.

»Officer!«, rufe ich. »Gerade fällt mir etwas ein! Ich würde Sie gern um einen kleinen Gefallen bitten. Ich habe einen jungen Cousin, der so furchtbar gern Polizeibeamter werden möchte, und er sucht dringend nach einem Praktikumsplatz. Dürfte er sich vielleicht an Sie wenden? Sie heißen ... Officer Kapinski ...« Ich nehme mein Handy und fange an, den Namen einzutippen. »Vielleicht dürfte er mal mit Ihnen auf Streife gehen ...«

»Da gibt es offizielle Wege, Ma'am«, erwidert Officer Kapinski entmutigend. »Sagen Sie ihm, er soll sich auf unserer Website informieren.«

»Ach, es geht doch aber nichts über Beziehungen, oder?« Unschuldig zwinkere ich ihm zu. »Hätten Sie morgen vielleicht Zeit? Wir könnten uns doch nach der Arbeit treffen. Genau! Wir werden draußen vor dem Revier auf Sie warten.« Ich trete einen Schritt vor, doch Officer Kapinski weicht zurück. »Er ist so begabt und so gesprächig. Sie werden ihn mögen. Dann also bis morgen, ja? Ich bringe uns Croissants mit!«

Officer Kapinski sieht aus wie ein verschrecktes Tier.

»Sie können weiterfahren«, murmelt er und macht dann auf dem Absatz kehrt. Keine dreißig Sekunden später sitzt er mitsamt seinem Kollegen und dem Polizeihund wieder im Streifenwagen und düst ab.

»Bravo, Becky!«, lobt mich Luke.

»Gut gemacht, Liebes!«, stimmt Mum mit ein.

»Das war knapp.« Janice zittert. »Zu knapp. In Zukunft müssen wir vorsichtiger sein.«

»Was sollte das ganze Theater?«, fragt Luke verwundert. »Warum seid ihr ausgestiegen?«

»Janice ist auf der Flucht vor der Drogenfahndung«, sage ich und möchte bei seinem Gesichtsausdruck am liebsten laut loslachen. »Ich erklär's dir unterwegs. Lass uns weiterfahren.«



ZWEI

Sie sind seit zwei Tagen verschollen. Nun könnte man sagen: *Na und? Wahrscheinlich wollen sie nur mal unter sich sein. Was spricht dagegen, einfach zu entspannen und abzuwarten, bis sie wieder zu Hause eintrudeln?* Tatsächlich hat die Polizei genau *das* gesagt. Doch die Lage ist komplexer. Tarquin hatte vor Kurzem fast so etwas Ähnliches wie einen Nervenzusammenbruch. Hinzu kommt, dass er sehr reich ist und dieser Bryce es offenbar mit Hilfe »unlauterer Praktiken« auf ihn abgesehen hat, was Suzes Ansicht nach bedeutet: »ihn in eine Sekte zu locken«.

Dabei ist das alles graue Theorie. Im Grunde gibt es dazu sogar mehrere Theorien. Um ehrlich zu sein – auch wenn ich es Suze niemals sagen würde –, glaube ich insgeheim, wir werden möglicherweise bald feststellen, dass Dad und Tarquin die ganze Zeit über in L.A. in einem Café gesessen haben. Suze dagegen glaubt, dass Tarquin bereits tot in einem Canyon liegt, nachdem Bryce sein Bankkonto geplündert hat. (Sie würde es nie zugeben, aber ich weiß, dass sie so denkt.)

Was wir brauchen, ist eine gewisse Ordnung. Wir brauchen einen *Plan*. Wir brauchen eine von diesen weißen Magnettafeln, die sie in Polizeiserien immer haben, mit Listen und Pfeilen und Fotos von Dad und Tarkie.

(Oder vielleicht doch lieber nicht. Dann sähen die beiden endgültig aus wie Mordopfer.) Aber *irgendetwas* brauchen wir. Bis jetzt war diese Reise vor allem chaotisch.

Heute Morgen jedenfalls herrschte das reine Tohuwabohu – das Packen der Taschen, die Übergabe von Suzes drei Kindern an ihre Nanny Ellie (sie wohnt vorübergehend mit im Haus und kümmert sich um alles, solange wir weg sind). Im Morgengrauen kam Luke mit dem gemieteten Wohnmobil an. Da habe ich Mum und Janice erst geweckt, denn die beiden hatten seit ihrer Ankunft aus England viel zu wenig geschlafen, aber sofort waren sie voll bei der Sache, und es hieß: Ab nach Vegas!

Wenn ich ganz ehrlich sein soll, hätten wir vermutlich gar kein Wohnmobil gebraucht. Luke war eigentlich dafür, mit zwei Pkws zu fahren. Aber mein Ge-genargument war: Wir müssen unterwegs miteinander reden können. Deshalb haben wir nun doch ein Wohnmobil. Außerdem: Wie könnte man anders durch Amerika reisen als in einem Wohnmobil? Eben.

Suze hat während der ganzen Fahrt nach Sekten googelt, was ich gar nicht gut finde, weil sie sich damit nur unnötig verrückt macht. (Besonders seit sie auf eine Sekte gestoßen ist, bei der die Leute sich die Gesichter weiß anmalen und Tiere heiraten.) Luke hat die meiste Zeit mit Gary telefoniert, der ihn in London auf einer Konferenz vertritt. Luke ist Inhaber einer PR-Firma, und im Moment hat er haufenweise Aufträge, aber er lässt dennoch alles stehen und liegen, um dieses Wohnmobil zu steuern. Was wirklich lieb von ihm ist, und sobald

sich die Gelegenheit ergibt, werde ich *genau* dasselbe auch für ihn tun.

Janice und Mum entwickeln beunruhigende Theorien, nach denen Dad in einer tiefen Sinnkrise steckt und nun mutterseelenallein in der Wüste leben will, im Poncho. (Wieso im Poncho?) Minnie ruft am laufenden Band: »Kaktus, Mami! Kak-TUS!« Und ich sitze nur schweigend da, streichel ihr übers Haar und lasse meinen Gedanken freien Lauf. Was – offen gesagt – kein Vergnügen ist. Momentan sind meine Gedanken nämlich nicht besonders aufheiternd.

Zwar gebe ich mir große Mühe, so heiter und positiv wie möglich zu bleiben, tu ich wirklich. Ich versuche, alle bei Laune zu halten und nicht in unnütze Grübeleien zu verfallen. Doch sobald ich nicht aufpasse, holt mich alles wieder ein, und ich habe ein schrecklich schlechtes Gewissen. Denn im Grunde machen wir diese ganze Reise nur meinetwegen. Es ist alles meine Schuld.

Eine halbe Stunde später halten wir vor einem Diner, um zu frühstücken und uns zu sammeln. Ich nehme Minnie mit zur Damentoilette, wo wir ein längeres Gespräch über die unterschiedlichen Seifensorten führen und Minnie es sich nicht nehmen lässt, jeden einzelnen Seifenspender auszuprobieren, was mehr oder weniger ewig dauert. Als wir endlich wieder ins Restaurant kommen, sehe ich Suze vor einem auf altmodisch getrimmten Werbeplakat stehen und gehe auf sie zu.

»Suze ...«, sage ich zum millionsten Mal. »Es tut mir so leid.«

»Was tut dir leid?« Sie blickt kaum auf.

»Du weißt schon. Alles ...« Ich gerate ins Stocken, bin am Verzweifeln. Ich weiß nicht mehr, was ich sagen soll. Suze ist meine engste, älteste Freundin, und wir haben immer zusammengehalten. Aber jetzt komme ich mir vor wie in einem Theaterstück, bei dem ich meinen Text vergessen habe, und sie weigert sich einfach, mir weiterzuhelfen.

Es ging schon die ganzen letzten Wochen schief, als wir in L.A. waren. Nicht nur zwischen Suze und mir, sondern ganz allgemein. Ich war kopflos. Mein Verstand hat vorübergehend ausgesetzt. Ich wollte so dringend Promistylistin werden, dass ich nicht mehr wusste, was ich tat. Kaum zu glauben, dass ich erst gestern bei einer Premiere auf dem roten Teppich stand und mit jeder Faser meines Körpers gespürt habe, dass ich *auf gar keinen Fall* zwischen all den Promis in diesem Kino sitzen wollte. Ich fühle mich, als hätte ich in einer Seifenblase gelebt, die nun geplatzt ist.

Luke versteht mich. Wir hatten gestern ein langes Gespräch und konnten einiges klären. Was mit mir in Hollywood passiert ist, sei skurril, sagte er. Ohne es zu wollen, wurde ich über Nacht berühmt, und es hat mich komplett aus der Bahn geworfen. Er meinte, Freunde und Familie würden es mir sicher nicht ewig vorhalten. Sie würden mir schon verzeihen.

Nun, *er* mag mir verziehen haben. Suze aber nicht.

Am schlimmsten ist, dass ich gestern Abend noch dachte, alles würde wieder gut. Suze stand da und flehte mich an, mit ihr nach Las Vegas zu fahren, und ich habe ihr versprochen, sofort alles stehen und liegen

zu lassen. Sie hat geweint und gesagt, sie hätte mich so sehr vermisst, und mir fiel ein solcher Stein vom Herzen. Aber jetzt, wo ich hier bin, ist alles anders. Sie verhält sich, als wollte sie mich gar nicht dabeihaben. Sie will nicht darüber sprechen. Sie gibt sich unversöhnlich.

Ich meine, ich *weiß* ja, dass sie sich Sorgen um Tarkie macht. Ich *weiß*, dass ich sie in Ruhe lassen sollte. Es fällt mir nur so schwer.

»Wie dem auch sei«, sagt Suze barsch. Und ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen, kehrt sie an den Tisch zurück. Als ich ihr folge, blickt Alicia Biest-Langbein auf und mustert mich verächtlich. Ich kann immer noch nicht fassen, dass sie mitkommt. Alicia Biest-Langbein, mein unliebster Mensch auf der ganzen Welt.

Eigentlich sollte ich sie Alicia Merrelle nennen. So heißt sie nämlich jetzt, seit sie Wilton Merrelle geheiratet hat, den Gründer eines berühmten Yoga- und Reha-Zentrums. Das Golden Peace ist ein gewaltiger Komplex mit Seminarräumen und einem Souvenirshop, und für eine Weile war ich ein echter Fan davon. Wir alle waren Fans. Bis Tarquin ständig dorthin ging, um mit diesem Bryce zusammen zu sein. Er meinte, Suze sei »destruktiv«, und er benahm sich wirklich seltsam. (Oder besser: seltsamer. Der gute, alte Tarkie war schon immer etwas anders als die anderen.)

Alicia war diejenige, die herausgefunden hat, dass die drei Männer auf dem Weg nach Las Vegas sind. Alicia war diejenige, die eine Kühlbox voller Kokoswasser fürs Wohnmobil besorgt hat. Alicia ist die Heldenin der Stunde. Ich traue ihr nach wie vor nicht über den

Weg. Alicia war mir schon immer ein Gräuel, seit wir uns zum ersten Mal begegnet sind, vor vielen Jahren, noch bevor ich verheiratet war. Sie hat versucht, mein Leben zu ruinieren. Sie hat versucht, Lukes Leben zu ruinieren. Sie hat mich bei jeder Gelegenheit auflaufen lassen und mir das Gefühl gegeben, klein und dumm zu sein. Jetzt sagt sie, das sei nun vorbei, wir sollten es einfach vergessen, sie habe sich geändert. Tut mir leid, aber ich traue ihr trotzdem kein Stück. Das bring ich einfach nicht fertig.

»Ich denke«, sage ich und gebe mir Mühe, sachlich zu klingen, »wir sollten einen ordentlichen Plan ausarbeiten.« Ich hole Stift und Notizbuch aus meiner Tasche, schreibe in Großbuchstaben *PLAN* hinein und lege das Buch offen auf den Tisch, wo alle es sehen können. »Gehen wir die Fakten durch.«

»Dein Dad hat die anderen beiden mitgequatscht, um etwas zu regeln, was mit seiner Vergangenheit zu tun hat«, beginnt Suze. »Leider weißt du nicht, was, weil du ihn nicht danach gefragt hast.« Vorwurfsvoll sieht sie mich an.

»Ich weiß«, sage ich kleinlaut. »Tut mir leid.«

Ich hätte mehr mit meinem Dad reden sollen. Wenn ich die Uhr zurückdrehen könnte, würde ich alles anders machen, selbstverständlich würde ich das, *selbstverständlich*. Aber ich kann nicht. Mir bleibt nur der Versuch, es wiedergutzumachen.

»Fassen wir zusammen, was wir wissen«, sage ich bemüht munter. »Graham Bloomwood kam 1972 in die Vereinigten Staaten. Er reiste mit drei amerikanischen Freunden herum: Brent, Corey und Raymond.

Und sie sind *dieser* Route hier gefolgt.« Ich klappe Dads Karte auf und breite sie mit großer Geste aus. »Beweisstück A.«

Zum millionsten Mal studieren wir nun schon diese Karte. Es handelt sich um eine ganz einfache Straßenkarte, alt und vergilbt. Die Route ist mit rotem Kugelschreiber eingetragen. Diese Karte hilft uns eigentlich nicht weiter, aber trotzdem starren wir wie gebannt drauf, für alle Fälle. Ich habe das Zimmer von meinem Dad durchsucht, nachdem er mit Tarkie verschwunden war, aber abgesehen von einer alten Zeitschrift nur diese Karte gefunden.

»Es könnte also sein, dass sie diese Route nehmen.« Suze ist noch immer in die Karte vertieft. »L.A. ... Las Vegas ... Hier, sie sind zum Grand Canyon gefahren ...«

»Aber vielleicht nehmen sie ja auch eine ganz *andere* Route«, sage ich eilig, bevor sie zu dem Schluss kommen kann, dass Dad und Tarkie am Grunde des Grand Canyons liegen und wir auf der Stelle per Hubschrauber hinfliegen müssen.

»Gehört dein Vater zu den Menschen, die ihre Wege nachvollziehen?«, fragt Alicia. »Was ich damit sagen will: Ist er redaktiv veranlagt?«

Redaktiv? Was bedeutet das?

»Na ja.« Ich huste. »Manchmal. Vielleicht.«

Dauernd stellt mir Alicia so schwierige Fragen. Und dann zwinkert sie mir triumphierend zu, als wollte sie sagen: *Du verstehst kein Wort, stimmt's?*

Außerdem spricht sie immer mit einer so sanften und ernsten Stimme, was echt gruselig ist. Alicia hat sich total verändert, ist überhaupt nicht mehr so herrisch, wie sie

es als PR-Frau in London war. Sie trägt Yogahosen, die Haare zum Pferdeschwanz gebunden, und immer wieder lässt sie so New Age-mäßige Ausdrücke fallen. Allerdings ist sie noch genauso herablassend wie eh und je.

»Manchmal vollzieht er seine Wege nach, manchmal nicht«, improvisiere ich. »Je nachdem.«

»Bex, du musst doch noch mehr wissen«, sagt Suze gereizt. »Erzähl noch mal von dem Trailerpark! Vielleicht hast du was übersehen.«

Gehorsam fange ich an: »Dad wollte, dass ich seinen alten Freund Brent aufsuche. Als ich zu der Adresse kam, stand ich vor einem Trailerpark, und Brent war gerade der Mietvertrag gekündigt worden.«

Während ich so rede, wird mir ganz heiß, und ich nehme einen Schluck Wasser. Das ist der Punkt, an dem ich es echt vermasselt habe. Oft genug hat Dad mich gebeten, nach Brent zu suchen, aber ich habe es immer wieder aufgeschoben, weil ... na ja, weil das Leben so spannend war, und die Suche schien mir ein langweiliger Dad-Auftrag zu sein. Wenn ich es einfach gemacht hätte, wenn ich früher hingefahren wäre, hätte Dad vielleicht mit Brent reden können, *bevor* dieser ausziehen musste. Vielleicht wäre Brent dann noch da. Vielleicht wäre alles anders gekommen.

»Dad wollte es erst nicht glauben«, fahre ich fort, »weil er dachte, Brent müsste reich sein.«

»Wieso?«, will Suze wissen. »Wieso dachte er, Brent müsste reich sein? Schließlich hatte er ihn seit vierzig Jahren nicht mehr gesehen.«

»Keine Ahnung. Aber er ging davon aus, dass Brent in einer Villa wohnte.«

»Also ist dein Dad extra nach L.A. geflogen und hat Brent besucht.«

»Ja. Vermutlich im Trailerpark. Offenbar hatten sie irgendwas miteinander ›auszutragen.‹«

»Und das hat dir Brents Tochter erzählt.« Sie überlegt. »Rebecca.«

Wir schweigen beide. Das ist der merkwürdigste Teil der Geschichte. Ich sehe die Szene noch vor mir. Wie ich Brents Tochter auf den Stufen des Wohnwagens gegenüberstehe und sie für mich nichts als ätzende Feindseligkeit übrig hat. Wie ich sie verwundert anstarre und denke: *Was habe ich dir nur getan?* Und dann dieser Killersatz: *Wir heißen alle Rebecca.* Ich weiß immer noch nicht, wen sie mit »alle« meinte. Aber von ihr hatte ich ganz bestimmt keine Erklärung zu erwarten.

»Was hat sie sonst noch gesagt?«, fragt Suze ungeduldig.

»Nichts weiter! Nur: ›Wenn du es nicht weißt, werde ich es dir sicher nicht sagen.‹«

»Sehr hilfreich.« Suze rollt mit den Augen.

»Ja, nun. Sie schien mich nicht besonders zu mögen. Ich weiß nicht, wieso.«

Ich behalte lieber für mich, dass sie meinte, ich hätte ein »etepetete Stimmchen«, und dass ihre letzten Worte zu mir waren: »Und jetzt verpiss dich, Prinzessin.«

»Diesen Corey hat sie mit keinem Wort erwähnt?« Suze klappert mit ihrem Stift auf dem Tisch.

»Nein.«

»Aber Corey wohnt in Las Vegas. Also will dein Dad vielleicht zu ihm.«

»Das glaube ich auch.«

»Du glaubst es!«, fährt Suze mich an. »Bex, wir brauchen handfeste Fakten!«

Es ist ja schön und gut, dass Suze der Ansicht ist, ich müsste auf alles eine Antwort haben. Aber Mum und ich wissen ja nicht einmal, wie Corey oder Raymond mit Nachnamen heißen, ganz zu schweigen von sonst irgendwelchen Details. Mum meint, Dad hätte die beiden immer nur erwähnt, wenn er sich an die Reise erinnerte, was einmal im Jahr vorkam, zu Weihnachten, aber sie hat nie so richtig zugehört. (Sie meinte sogar: Kennt man eine Geschichte von der sengenden Hitze im Death Valley, kennt man alle, und sie hätten sich doch auch einfach einen hübschen Swimmingpool suchen können.)

Ich habe *corey las vegas* gegoogelt, *corey graham bloomwood*, *corey brent* und alles, was mir sonst noch so einfiel. Das Problem ist nur, dass es in Las Vegas viele Coreys gibt.

»Okay.« Alicia beendet ihr Telefonat. »Trotzdem vielen Dank.«

Alicia hat alle möglichen Leute angerufen, um herauszufinden, ob Bryce erwähnt hat, wo er in Las Vegas absteigen wollte. Bisher weiß niemand etwas.

»Kein Glück?«

»Nein.« Sie seufzt schwer. »Suze, ich fühle mich, als würde ich dich im Stich lassen.«

»Du lässt mich doch nicht im Stich!«, sagt Suze sofort und drückt Alicas Hand. »Du bist ein Engel.«

Die beiden ignorieren mich geflissentlich. Vielleicht ist es sowieso mal an der Zeit, eine kleine Pause einzulegen. Ich zwinge mich zu einem freundlichen Lächeln

und sage: »Ich gehe mir kurz die Beine vertreten. Angeblich gibt es hinter dem Diner einen Viehstall. Bestellt ihr mir bitte die Waffeln mit Ahornsirup? Und Pancakes und einen Erdbeermilchshake für Minnie. Komm mit, Schätzchen.« Ich nehme Minnies kleine Hand in meine und fühle mich sofort getröstet. Wenigstens Minnie liebt mich bedingungslos.

(Oder zumindest wird sie es tun, bis sie dreizehn ist und ich ihr sagen muss, dass sie nicht im superkurzen Mini zur Schule darf, woraufhin sie mich mehr hassen wird als sonst jemanden auf der Welt.)

(O Gott, das sind nur noch elf Jahre. Warum kann sie nicht für immer zweieinhalb bleiben?)



DREI

Als wir uns auf den Weg zum Hinterausgang des Diners machen, sehe ich Mum und Janice aus der Damen-toilette kommen. Janice trägt eine weiße Sonnenbrille auf dem Kopf, deren Anblick Minnie sehn suchtsvoll aufseufzen lässt.

»Die mag ich!«, sagt sie zögerlich und deutet mit dem Finger. »Bitteeeeee?«

»Schätzchen!«, sagt Janice. »Möchtest du die haben?«

»Janice!«, rufe ich entsetzt, als sie Minnie die Sonnenbrille gibt. »Das sollst du doch nicht!«

»Ach, das macht nichts«, lacht sie. »Ich habe so viele Sonnenbrillen.«

Dabei muss ich zugeben, dass Minnie mit dieser übergroßen weißen Brille geradezu anbetungswürdig aussieht. Trotzdem kann ich ihr das nicht durchgehen lassen.

»Minnie«, sage ich ernst. »Du hast dich noch nicht mal dafür bedankt. Und du sollst nicht betteln. Was macht die arme Janice denn jetzt, wo sie keine Sonnenbrille mehr hat?«

Die Brille rutscht an Minnies Nase herunter, und sie hält sie fest, während sie angestrengt nachdenkt.

»Danke«, sagt sie schließlich. »Danke, Weniss.« (»Janice« kriegt sie noch nicht so richtig hin.) Sie greift

in ihre Haare, löst ihr rosa kariertes Stoffschleifchen und reicht es Janice. »Weniss Schleife.«

»Aber Süße!« Unwillkürlich muss ich kichern. »Janice trägt doch keine Schleifchen.«

»Unsinn!«, sagt Janice. »Das ist lieb von dir, Minnie, vielen Dank.«

Sie steckt das Schleifchen in ihre grauen Haare, wo es völlig deplatziert wirkt, und plötzlich übermannt mich eine Woge der Zuneigung. Ich kenne Janice schon ewig. Sie ist ein bisschen verrückt. Sie ist spontan mit nach L.A. geflogen, um Mum zu unterstützen, und hat uns alle mit Geschichten über ihren Ikebana-Kursus unterhalten. Es ist immer nett, sie dabeizuhaben. (Außer natürlich, wenn sie mit illegalen Drogen dealt.)

»Danke, dass du mitgekommen bist, Janice«, sage ich überschwänglich und umarme sie so gut es geht angesichts der Tatsache, dass ihre diebstahlsichere Bauchtasche wie ein Schwangerschaftsbäuchlein ihr Oberteil ausbeult. Mum und sie haben sich identische Taschen umgeschnallt, und wenn man mich fragt, könnten die beiden ebenso Schilder vor sich hertragen, auf denen steht: FETTE BEUTE! Das habe ich allerdings bisher für mich behalten, weil sie sich auch so schon genug Sorgen machen.

»Mum ...« Ich drehe mich um und will sie auch an mich drücken. »Keine Sorge. Dad geht es bestimmt gut.«

Aber sie ist total verspannt und erwidert meine Umarmung gar nicht richtig. »Das ist ja alles schön und gut, Becky«, sagt sie aufgebracht. »Aber diese Heimlichtüre. So was kann ich überhaupt nicht brauchen, nicht in meinem Alter.«

»Ich weiß«, sage ich verständnisvoll.

»Dein Dad wollte dich gar nicht Rebecca nennen. *Ich* war diejenige, die den Namen mochte.«

»Ich weiß.«

Dieses Gespräch hatten wir bestimmt schon zwanzig Mal. Es war so ziemlich das Erste, was ich von Mum wissen wollte, als sie nach L. A. kam: »Warum heiße ich *Rebecca*?«

»Du weißt doch, wie dieses Buch«, fährt Mum fort.

»Dieser Roman von Daphne du Maurier.«

»Ich weiß.« Geduldig nicke ich.

»Aber Dad wollte nicht. Er schlug Henrietta vor.« Mums Wangen beben.

»*Henrietta*.« Ich rümpfe die Nase. Ich bin so was von überhaupt keine Henrietta.

»Warum um alles in der Welt wollte er dich nicht *Rebecca* nennen?« Mums Stimme wird schrill.

Keiner sagt was. Alles ist ganz still, bis auf dieses leise Klickern, weil Mum an ihrer Perlenkette herumnestelt. Es tut mir weh zu sehen, wie ihre Finger zittern. Dad hat ihr diese Perlenkette geschenkt, eine echte Antiquität von 1895, und ich habe Mum damals beim Kauf beraten. Sie war so verzückt und selig. Dad bekommt einen MB – einen Megabonus – und kauft uns allen davon jedes Jahr etwas Hübsches.

Mein Dad ist schon wirklich was Besonderes. Er erhält seinen MB noch immer, obwohl er längst pensioniert ist, einfach nur für seine gelegentliche Beratungstätigkeit bei der Versicherung. Luke meint, er muss wohl über ungewöhnliche Nischenkenntnisse verfügen, um ein derart hohes Honorar verlangen zu kön-

nen. Dabei ist er so bescheiden. Er gibt niemals damit an. Immer kauft er uns etwas davon, und zur Feier des Tages gehen wir alle zusammen in London essen. So ein Mensch ist mein Dad. Er ist großzügig. Er ist liebevoll. Er sorgt für seine Familie. Das hier passt alles überhaupt nicht zu ihm.

Sanft nehme ich Mums Hand und löse sie von der Perlenkette.

»Du wirst sie noch zerreißen«, sage ich. »Mum, bitte versuch, dich zu entspannen!«

»Komm mit, Jane.« Tröstend nimmt Janice Mum beim Arm. »Setzen wir uns und essen eine Kleinigkeit. Hier gibt es Kaffee satt«, fügt sie im Gehen noch hinzu. »Die laufen mit der Kanne von Tisch zu Tisch und schenken einem nach, wenn man möchte! So viel man will! Das ist mal ein vernünftiges System. Viel besser als diese ganzen Caffè Lattes und Grandaccinos ...«

Als die beiden gegangen sind, nehme ich Minnie bei der Hand und steuere auf den Hinterausgang des Diners zu. Sobald ich vor die Tür trete, geht es mir schon besser, trotz der glühenden Sonne. Ich musste da weg. Alle sind so gereizt und angespannt. Am liebsten würde ich mich mit Suze hinsetzen und mal richtig reden, aber das geht nicht, solange Alicia dabei ist ...

Ach, was haben wir denn da?

Wie angewurzelt bleibe ich stehen. Nicht wegen dieses sogenannten Viehstalls, der sich als Pferch mit drei räudigen Ziegen entpuppt, sondern weil da ein Schild hängt mit der Aufschrift: HANDWERKS KUNST AUS DER REGION. Vielleicht sollte ich da mal reingehen und mir was Schönes gönnen, um mich ein wenig aufzuhütern.

Mir eine kleine Freude machen und dabei gleichzeitig die lokale Wirtschaft unterstützen. Ja, das sollte ich.

Es gibt etwa sechs Stände mit Kunsthhandwerk und Handwerkskunst. Ich sehe ein dürres Mädchen mit hochhackigen Wildlederstiefeln, das Halsketten in einen Einkaufskorb schaufelt und dabei der Verkäuferin zuruft: »Die sind himmlisch! Hier kaufe ich jetzt alle meine Weihnachtsgeschenke!«

Als ich näher herantrete, taucht hinter einem anderen Stand plötzlich eine weißhaarige, alte Dame auf, und ich schrecke zurück. Sie sieht selbst aus wie handgemacht. Ihre Haut ist so braun und faltig, dass sie ebenso aus gegerbtem Leder oder uraltem Holz bestehen könnte. Die Frau trägt einen Lederhut mit einer Kordel unterm Kinn, ihr fehlt ein Zahn, und der karierte Rock muss an die hundert Jahre alt sein.

»Auf Urlaub?«, erkundigt sie sich, als ich anfange, mir die Ledertaschen anzusehen

»Mehr oder weniger ... na ja, nicht wirklich«, gebe ich zu. »Eigentlich suchen wir jemanden. Mehrere. Wir sind ihnen auf der Spur.«

»Menschenjagd.« Sie nickt nüchtern. »Mein Opa war Kopfgeldjäger.«

Kopfgeldjäger? Das ist das Coolste, was ich je gehört habe. Allein die Vorstellung, selbst eine Kopfgeldjägerin zu sein! Unwillkürlich sehe ich vor meinem inneren Auge eine Visitenkarte, vielleicht mit einem kleinen Cowboyhut oben rechts in der Ecke:

REBECCA BRANDON, KOPFGELDJÄGERIN.

»Vermutlich bin ich wohl auch so was wie eine Kopfgeldjägerin«, höre ich mich unbekümmert sagen. »Sie wissen schon. Mehr oder weniger.«

Was in gewisser Weise stimmt. Schließlich jage ich Menschen. Das macht mich doch zur Menschenjägerin, oder etwa nicht? »Hätten Sie wohl ein paar Tipps für mich?«, füge ich hinzu.

»Mehr als genug«, sagt sie heiser. »Mein Opa hat immer gesagt: ›Hol sie nicht ein, hol sie ab.‹«

»Hol sie nicht ein, hol sie ab?«, wiederhole ich. »Was bedeutet das?«

»Es bedeutet: Sei schlau. Lauf keinem hinterher, der auf der Flucht ist. Such nach den Freunden. Such die Familie.« Plötzlich holt sie ein Bündel von dunkelbraunem Leder hervor. »Gönnen Sie sich doch ein feines Holster, Ma'am. Handgenäht.«

Ein Holster? Ein Holster, etwa ... für eine *Waffe*?

»Oh«, sage ich verunsichert. »Natürlich! Ein Holster. Wow. Das ist ... mh ... zauberhaft. Das Problem ist nur ...« Ich räuspere mich verlegen. »Ich habe gar keine Waffe.«

»Sind Sie etwa unbewaffnet?«, fragt sie entgeistert.

Ich komme mir vor wie eine Memme. Ich habe noch nie eine Waffe in der Hand gehalten, geschweige denn eine besessen. Aber vielleicht sollte ich offeneren Geistes sein. Ich meine, so läuft das doch hier draußen im Wilden Westen, oder? Man trägt Hut, man trägt Stiefel, man trägt Waffe. Wahrscheinlich schlendern die Mädchen im Wilden Westen durch die Straßen und mustern die Revolver der anderen, so wie ich nach Hermès-Handtaschen Ausschau halte.

»Ich habe *im Moment* keine Waffe«, ergänze ich. »Ich habe sie gerade nicht *bei* mir. Aber wenn, dann komme ich zurück und kaufe ganz bestimmt ein Holster.«

Als ich weitergehe, überlege ich, ob ich nicht schnell ein paar Schießstunden nehmen, mir einen Waffenschein besorgen und eine Gluck kaufen sollte. Oder meine ich Glock? Oder eine Smith & Soundso. Ich weiß nicht mal, welche die Coolste ist. Es sollte eine *Vogue* für Schusswaffen geben.

Ich gehe auf den nächsten Stand zu, an dem das dürre Mädchen, das mir vorhin schon aufgefallen war, mittlerweile bereits den zweiten Einkaufskorb füllt.

»Hey«, sagt sie freundlich und blickt zu mir auf. »Diese Tücher sind um fünfzig Prozent reduziert!«

»Manche sogar um fünfundsiebzig Prozent«, stimmt die Budenbesitzerin mit ein. Sie hat einen grauen Zopf, der mit Bändern durchflochten ist, was wirklich entzückend aussieht. »Ich mache großen Schlussverkauf.«

»Wow.« Ich nehme eines der Tücher und schüttle es aus. Es ist aus ganz weicher Baumwolle, mit wunderschön gestickten Vögeln, und das zu einem unglaublichen Preis.

»Ich nehme je zwei für meine Mum und mich«, sagt das dürre Mädchen. »Sie sollten sich mal die Gürtel ansehen!« Sie deutet auf den Nachbarstand. »Also, ich finde, Gürtel kann man gar nicht genug haben.«

»Absolut«, stimme ich zu. »Ohne Gürtel geht gar nichts.«

»Nicht wahr?« Sie nickt begeistert. »Könnte ich noch einen Korb bekommen?«, fügt sie an die Budenbesitzerin gewandt hinzu. »Und akzeptieren Sie Amex?«

Während die Verkäuferin ihr Kreditkartengerät her vorholt, nehme ich ein paar Tücher in die Hand. Aber es ist seltsam. Vielleicht bin ich einfach nicht in Tuchlaune oder so, denn obwohl nicht zu übersehen ist, wie traumhaft schön sie sind, ist mir doch nicht danach zumute, sie zu kaufen. Als stünde ein Wagen mit den köstlichsten Desserts vor mir, und ich hätte keinen Appetit.

Also gehe ich rüber zu dem Gürtelstand und werfe mal einen Blick darauf.

Ich meine, die sind sehr gut gearbeitet. Die Schnallen sind hübsch und schwer, und es gibt sie in durchaus geschmackvollen Farben. Ich kann nichts finden, was daran auszusetzen wäre. Mir ist nur nicht danach zumute, sie zu kaufen. Bei dem Gedanken daran wird mir sogar ein bisschen übel. Was wirklich merkwürdig ist.

Das dürre Mädchen hat fünf volle Körbe mit Waren aufgereiht und kramt in ihrem Michael-Kors-Täschchen herum. »Ich war mir sicher, dass diese Kreditkarte in Ordnung ist«, sagt sie ungeduldig. »Versuchen wir es mit einer anderen ... Oh, nein!« Abrupt bückt sie sich, weil ihr die Tasche ausgekippt ist. Ich will ihr gerade zur Hand gehen, als ich meinen Namen höre.

»Bex!« Ich drehe mich um und sehe Suze in der Hintertür des Diners stehen. »Das Essen ist da ...« Sie stutzt, und ihr Blick fährt an der Reihe voller Körbe entlang. »Na, das ist mal wieder typisch. Du bist beim Shoppen. Was auch sonst?«

Ihr Ton ist so scharf, dass ich spüre, wie sich meine Wangen rot färben. Doch halte ich ihrem Blick schweigend stand. Es hat keinen Sinn, etwas erklären zu wollen. Suze ist entschlossen, kein gutes Haar an mir zu

lassen, was immer ich auch tue. Als sie wieder im Diner verschwindet, atme ich aus.

»Komm mit, Minnie«, sage ich und gebe mir Mühe, heiter zu klingen. »Wir sollten endlich frühstücken. Du darfst sogar einen Milchshake haben.«

»Milchshake!«, ruft Minnie begeistert. »Von einer Kuh«, erklärt sie mir. »Schokoladenkuh?«

»Nein, heute von einer Erdbeerkuh«, erkläre ich ihr und kitzle sie unterm Kinn.

Okay. Ich weiß ja, dass wir Minnie eines Tages die Wahrheit sagen müssen, was die Kühe angeht, aber ich bringe es einfach noch nicht übers Herz. Es ist so niedlich. Sie glaubt ernsthaft, es gäbe Schokoladenkühe, Vanillekühe und Erdbeerkühe.

»Von einer besonders leckeren Erdbeerkuh«, höre ich Lukes Stimme, und als ich aufblicke, sehe ich ihn in der Tür zum Diner. »Das Essen ist da.« Er zwinkert mir zu.

»Danke. Wir kommen.«

»Minnie schwingen?«, fragt unsere Kleine und blickt hoffnungsvoll auf. Luke lacht.

»Dann mal los, du Früchtchen.«

Ein paar Minuten spazieren wir herum und schwingen Minnie zwischen uns vor und zurück.

»Wie läuft's denn so?«, fragt mich Luke über Minnies Kopf hinweg. »Du warst ziemlich still im Wagen.«

»Ach«, sage ich etwas irritiert, dass es ihm überhaupt aufgefallen ist. »Na ja, ich habe ... du weißt schon ... nachgedacht.«

Das stimmt nicht ganz. Ich bin so still, weil ich niemanden zum Reden habe. Suze und Alicia pflegen ihre kleine Zweisamkeit, genau wie Mum und Janice. Mir